

Hartmut Soell

## Herbert Wehner

Ein Leben in den Krisen des  
20. Jahrhunderts



**FRIEDRICH  
EBERT**   
**STIFTUNG**

Gesprächskreis Politik und Geschichte  
im Karl-Marx-Haus

---

Heft 7

Hartmut Soell

**Herbert Wehner**

Ein Leben in den Krisen des  
20. Jahrhunderts

Vortrag vom 14. Juli 2006  
im Studienzentrum Karl-Marx-Haus in Trier

Friedrich-Ebert-Stiftung

ISSN 1860-8280  
ISBN 10: 3-89892-550-1  
ISBN 13: 978-3-89892-550-1

Herausgegeben von Beatrix Bouvier  
Studienzentrum Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung, Trier

Kostenloser Bezug im Studienzentrum Karl-Marx-Haus  
der Friedrich-Ebert-Stiftung  
Johannisstr. 28, 54290 Trier  
(Tel. 0651-97068-0)  
E-mail: [elke.becker@fes.de](mailto:elke.becker@fes.de)

© 2006 by Friedrich-Ebert-Stiftung  
Trier

Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign GmbH, Bonn  
Druckerei: Medienhaus Plump, Rheinbreitbach  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2006

---

## Vorbemerkung der Herausgeberin

Am 11. Juli wäre Herbert Wehner (1906-1990) 100 Jahre alt geworden. In mehreren Veranstaltungen und auch in den Medien ist an ihn erinnert worden. An ihm, den auch politische Gegner als politisches oder sozialdemokratisches „Urgestein“ der Bundesrepublik bezeichneten, schieden sich die Geister – und tun dies noch immer. In späterer Zeit nannten ihn manche milde „Onkel Herbert“. Länger wurde er als Zuchtmeister der SPD bezeichnet, mit dem man sich besser nicht anlegte. Er hat entscheidend dazu beigetragen, dass die SPD den Weg in die Regierungsverantwortung einschlug. Er hat die erste Große Koalition mit vorbereitet, und als Fraktionsvorsitzender sicherte er von 1969 bis 1982 den sozialdemokratischen Kanzlern der sozial-liberalen Koalition, Willy Brandt und Helmut Schmidt, die Mehrheiten im Bundestag.

Sein Lebensweg und seine Biographie sind gekennzeichnet von jähem Brüchen und von den Umbrüchen des an Krisen reichen 20. Jahrhunderts. Das machte ihn – wie auch Kurt Schumacher und Willy Brandt – zum „schwierigen Deutschen“ (so der Titel einer Schumacher-Biographie). Aller drei Lebenswege waren von diesen Krisen geprägt und zwar auf unterschiedliche Weise. Wehners Weg führte vom Anarchismus in die KPD der Weimarer Republik, in der er schnell Karriere machte. In der Sozialdemokratie, der er sich nach Kriegsende anschloss, gelangte er weit nach oben, wenn auch nie ganz an die Spitze. Die Jahre des Widerstandes und der Aufenthalt in Moskau mit den Verstrickungen in den Stalinismus führten zum Umdenken, zur Loslösung vom Kommunismus. Und sein Einsatz für die Demokratie – als stellvertretender Parteivorsitzender, als Gesamtdeutscher Minister und als Fraktionsvorsitzender der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion – ist deshalb in der Erinnerung von Weggefährten tief verankert. Er

stellte sich bewusst in den Dienst seiner Partei. Doch das Ziel blieb stets der Ausbau der Demokratie in Deutschland.

Herbert Wehner – so wurde jetzt in den letzten Tagen noch einmal deutlich – hatte zwei Gesichter: das des Polterers oder gar Cholerikers (Bundestag) und das des sensiblen und mitfühlenden, hilfsbereiten Menschen, ja des gläubigen Christen.

Zunächst möchte ich Karl Haehser begrüßen, der uns über persönliche Begegnungen berichten wird.

Ebenso herzlich begrüße ich Prof. Dr. Hartmut Soell, den Referenten des heutigen Abends und langjährigen Lehrstuhlinhaber in Heidelberg. Die Hälfte seines beruflichen Lebens hat er in der Politik verbracht. Er war persönlicher Referent von Helmut Schmidt, Mitarbeiter der SPD-Fraktion und über mehrere Legislaturperioden Mitglied des Deutschen Bundestages. Bekannt ist er als Verfasser von Biographien über Fritz Erler, Herbert Wehner und Helmut Schmidt. Er ist Zeitzeuge und analysierender Wissenschaftler zugleich.

Trier, im September 2006

Prof. Dr. Beatrix Bouvier  
Leiterin des Museums/Studienzentrums  
Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung

---

Karl Haehser  
**Grußwort**

In launigen Worten schilderte Karl Haehser zu Beginn der Veranstaltung einige Begegnungen mit Herbert Wehner. Eine erste habe es bereits Ende der fünfziger Jahre im vorigen Jahrhundert in der Odeonstraße in Hannover gegeben. Da traf er erstmalig auch Kurt Schumacher, mit dem er ein kurzes Gespräch habe führen können. Darüber kann man heute noch stolz sein, bemerkte er dazu. Aber auch Herbert Wehner sei seiner Erinnerung nach zugegen gewesen. Seinerzeit habe er selber den erkrankten Bezirkssekretär der SPD vom Bezirk Rheinland/Hessen-Nassau aus Koblenz, Emil Bettgenhäuser, vertreten müssen bei einer Konferenz der Bezirkssekretäre. Auch Herbert Wehner habe er seinerzeit erstmalig getroffen. Ihm seien alle mit Respekt begegnet. Ein großes Erlebnis sei für ihn stets die Teilnahme an der Bundesversammlung gewesen. Besonders die des Jahres 1969 sei ihm noch gut in Erinnerung. Sie habe zur Wahl des Sozialdemokraten Gustav Heinemann geführt. Dort habe er einen fröhlichen Herbert Wehner erlebt, nachdem die Anspannung vorüber war, die es während der Wahlgänge gegeben habe.

In seinen Ausführungen erwähnte Karl Haehser auch das Ringen um das Zustandekommen der ersten Großen Koalition mit Kurt-Georg Kiesinger und Willy Brandt. Bei der bis in die späte Nacht dauernden Debatte in der SPD-Bundestagsfraktion habe es besondere Bedenken gegeben angesichts der Tatsache, dass auch Franz-Josef Strauß ihr angehören werde. Dagegen setzte Herbert Wehner die Aufzählung einiger Namen von SPD-Leuten, deren vorgesehene hohe Regierungsämter von der anderen Seite als Zumutung empfunden worden seien. An der Spitze stand das frühere CDU-Mitglied Gustav Heinemann. Der habe als damaliger Innenminister in der Regierung Adenauer die CDU und sein

Regierungsamt aufgegeben wegen der beabsichtigten Wiederbewaffnung. Ihn müssten nun die CDU/CSU akzeptieren. Auch er selber werde sicher nicht gerne gesehen auf der konservativen Seite. Das gleiche gelte für den künftigen Regierungssprecher Conny Ahlers. Den habe ja Strauß während der SPIEGEL - Affäre gewissermaßen ins Gefängnis gebracht. Und nun müssten die anderen Parteien dessen Berufung zustimmen. Gustav Heine mann meldete sich schließlich zu Wort und erhielt in seinem Plädoyer große Zustimmung mit seiner Aussage „Moral fängt mit der Bereitschaft zur Verantwortung an.“ Sie habe die Zweifler schließlich zur Zustimmung gebracht, auch ihn selber.

Haehser erinnerte sich gut an eine Meinungsverschiedenheit mit Herbert Wehner. Sie betraf die Absicht der vorgesehenen Großen Koalition, das Mehrheitswahlrecht einzuführen. Dazu wurde er im SPIEGEL vom 12.12.1966 zitiert: „Selbst wenn ich mir einen Trierer Wahlkreis selber zurechtschneiden könnte, wäre er für einen Sozialdemokraten nie zu gewinnen.“ Im Januar 1967 schrieb Haehser im „Vorwärts“ gegen die Wahlrechtsreform und der Journalist Klaus Peter Schulz dafür. Diese Reform kam schließlich nicht.

Herbert Wehner habe ihn immer gefördert, sagte Karl Haehser und vor allem seine Arbeit im Haushaltsausschuss als Obmann der SPD-Fraktion. Einmal habe er ihm angetragen, in der Haushaltsdebatte unmittelbar nach Franz-Josef Strauß zu sprechen. Er habe zunächst Bedenken gehabt. Dafür sei er doch nicht das richtige Kaliber. Aber Wehner wollte eine Haushaltsdebatte und wenn er – Haehser – nach Strauß spreche, könne er entsprechend der Tagesordnung über den Haushalt sprechen und Strauß sei mit seiner kritischen Rede zum Haushalt dann ins Leere gelaufen. Schließlich geschah es so und die Rechnung ging auch ziemlich auf. Das war im Jahre 1973.

An eine Auseinandersetzung mit Herbert Wehner erinnerte er sich auch im Zusammenhang mit dem Haushalt. Im Fraktionsvorstand

---

habe er als Obmann den Haushalt erläutern müssen und sei von Herbert Wehner mehrfach unterbrochen worden. Das habe ihn aber nicht aus der Ruhe gebracht, sondern er habe unverdrossen die nötigen Erläuterungen zum Haushalt gegeben. Wehner habe ihn im Vorraum des Sitzungssaales mit einem schlimmen Schimpfwort bedacht, bemerkte Karl Haehser. Das lautete „Du mit Deiner rheinischen Fröhlichkeit“. Ein schlimmeres habe er aber nie einstecken müssen. Und damit war er zufrieden.

Herbert Wehner habe den Haushaltsobmann nach jeder Beratung eines Etats vor der versammelten Fraktion eine große Flasche Schnaps übergeben. Sie stammt aus meinem privaten Besitz, sagte Wehner. Lasst sie Euch schmecken und ich komme mal vorbei. So geschah es auch.

Wehner galt im Parlament als einer der besten Redner. Er sei ein außergewöhnlicher Mann gewesen. Mancher Kollege habe vor Respekt vor ihm, den die Fraktion liebevoll Onkel Herbert nannte, darauf verzichtet ein Anliegen ihm selber vorzutragen. Der Respekt sei gewiss angebracht gewesen. Aber man habe durchaus ein offenes Ohr gefunden, wenn man mit politischen oder auch privaten Problemen auf ihn zugegangen sei.

Für die gesamte Politik der Bundesrepublik habe Wehner sehr viel bewirkt. Besonders erwähnenswert sei seine Rede gewesen, in der er mit Weitsicht die SPD zur Anerkennung der Westintegration hingeführt habe und zur Nato. Damit habe er seine Partei aus der selbstverschuldeten Isolation geführt. Seine Mitwirkung am „Godesberger Programm“ werde anerkannt, wenngleich er auch nicht der Hauptverantwortliche für dieses Programm gewesen sei. Jedenfalls sei mit Godesberg die SPD in der deutschen Bevölkerung gut angekommen. Wahlergebnisse hätten das bestätigt.

Vor hundert Jahren wurde Herbert Wehner geboren. Man wird seinen Namen in Jahrzehnten nicht vergessen und das was er für deutsche Politik mit bewirkt habe, schloss Haehser seine Ausführungen.

Hartmut Soell

**Herbert Wehner**

**Ein Leben in den Krisen des 20. Jahrhunderts**

Das Jahr 1906, in dem Herbert Wehner am 11. Juli geboren wurde, war zwar kein Epochenjahr wie das Jahr 1914, in dem das lange 19. Jahrhundert mit seinen Entwicklungen endgültig zu Grabe getragen wurde. Es war aber ein Jahr, das in vieler Hinsicht ein Vorspiel war zur „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, wie der amerikanische Diplomat und Historiker George Kennan den ersten Weltkrieg genannt hatte.

Selbst in der Natur kündigt sich mit dem Erdbeben, das das kalifornische San Francisco vollkommen zerstörte, etwas Untergründiges an. In Moskau wird mit dem Zusammentritt der ersten Duma die erste russische Revolution abgeschlossen. In China wird die Geburt des letzten Kaisers Pu Yi gefeiert. In Frankreich endet mit der Rehabilitierung des Hauptmanns Dreyfus die mit seinem Namen verbundene Affäre, in deren Gefolge dort auch die endgültige Trennung von Staat und Kirche vollzogen wird.

Die erste Marokkokrise wird 1906 mit der Konferenz von Algieras beendet, in der das Deutsche Reich international weitgehend isoliert ist, keineswegs, wie die nationalistische Propaganda behauptet, durch die Einkreisungspolitik der anderen europäischen Mächte, sondern durch eine unsinnige Rüstungspolitik, besonders im Flottenbau, die zur Selbstauskreisung Deutschlands aus allen vorteilhaften Bündniskonstellationen führte.

Was bedeutete es für Herbert Wehner, als erstes Kind einer Dresdener Arbeiterfamilie in einer spannungs- und bewegungsreichen Zeit geboren zu sein?

Die durch Arbeitsplatzwechsel und Arbeitslosigkeit des Vaters bedingte Heimatlosigkeit, das damit verbundene Gefühl der Nichtzugehörigkeit, des Fremd- und Verlassenseins, die Härte

der Arbeit der Eltern und zu oft auch der Kinder selbst, der geringe Lohn, das „Aufwachsen unter Steinen“, in den zu engen Wohnungen der Mietskasernen — all diese stummen Zwänge des proletarischen Milieus haben auch Wehners Kindheit mitgeprägt.

Dennoch waren Arbeiterkinder nach der Jahrhundertwende nicht nur Opfer beklagenswerter gesellschaftlicher Umstände. Gemessen an der Lebensweise früherer ländlicher und städtischer Unterschichten, auch früherer Generationen von Industriearbeitern, gab es eine größere Vielfalt von Lebens- und Erziehungsstilen, in denen die Herausforderung durch die schwierigen äußeren Umstände angenommen, auch den Kindern früh bewusst gemacht wurden und so zur Intensivierung der Beziehungen im Innenraum der Familie beitrugen.

Hinzu kam die Tatsache, dass eine tiefe Kluft die Kernfamilie, zu der Herbert Wehner gehörte, von der väterlichen Verwandtschaft trennte, die ihren mittelbürgerlichen Status im Gegensatz zu den Wehners offenbar halten können. So war die Kernfamilie weitgehend auf sich selbst verwiesen und für das Kind Herbert Wehner zur einzigen Heimstatt, gar zur festen Burg geworden. Umso schlimmer war es für ihn, dass bei Kriegsbeginn 1914 diese ohnehin prekäre Sicherheit der Familie ins Wanken geriet. Über den Opfern und seelischen Verheerungen des Zweiten Weltkrieges wird oft vergessen, welche seelischen Ängste und materiellen Entbehrungen der Erste Weltkrieg über Millionen Familien, insbesondere über die Kinder brachte.

Wehner hat in der während der Haft in Schweden verfassten Schrift „Selbstbestimmung und Selbstkritik“ den Gegensatz zwischen dem Jubel der vom kollektiven nationalistischen Rausch überwältigten Mehrheit der Deutschen und der eigenen kindlichen Verlorenheit betont, als er – der knapp Achtjährige – Anfang August 1914 den mit seinem Regiment ausrückenden Vater bis zum Bahnhof begleiten durfte: „Der Krieg kam über uns wie

ein schreckliches Ungewitter, unbekannt in seinen Ausmaßen, unbekannt in seinen Folgen. Wir hatten nichts, woran wir uns halten konnten. Wir wussten nur, dass die bisher gültigen Regeln und Gewohnheiten unerbittlich beiseite geschoben wurden, und dass nichts uns davor retten könnte.“

Die angstbesetzte Erinnerung an diesen Krieg hat ihn tief geprägt. Die Kinder fühlten sich plötzlich alleingelassen. Die Mutter verlor das dritte Kind, das sie erwartete, und das Schicksal des Vaters, weil dessen Regiment schon in den ersten Kriegswochen aufgerieben wurde, blieb stets aufs Neue ungewiss. Spuren dieser Trennungsängste und der Versuche, sie zu kompensieren, finden sich in zahlreichen Lebenssituationen Wehners wieder. Mimosenhafte Empfindlichkeit und Schroffheit im öffentlichen Auftreten sowie Sensibilität im privaten und Freundeskreis wurden zwei Verhaltensweisen, mit deren Hilfe Wehner diesen Ängsten zu begegnen suchte. Kinderarbeit, Vaterlosigkeit und vielerlei Entbehrungen materieller wie seelischer Art als Kriegsfolgen haben, je länger der Krieg dauerte, den Protest der Jungen, selbst der ganz Jungen, zum grundsätzlichen Argwohn werden lassen. Diese Tendenz zum Misstrauen gegenüber den Täuschungen und Selbsttäuschungen der älteren Generation, die im Extrem in scheinbar sich widersprechenden Formen auftrat – in der Verwerfung jeglicher Autorität ebenso wie in der Anbetung der absoluten Autorität des Führers – hatte auch den langsam der Kindheit entwachsenen Wehner erfasst. Es war nicht nur jugendlicher Übermut, sondern erstes sichtbares Anzeichen dieses fundamentalen Protestes, wie der zwölfjährige Chorknabe der Kirchengemeinde Dresden-Striesen zur Novemberrevolution beitrug: Am Samstag nach dem üblichen Probesingen im Gemeindesaal hatte er das dort hängende Kaiser-Wilhelm-Bild von der Wand genommen und umgedreht. Der „national“ empfindende Pastor machte in der Sonntagspredigt keinen Hehl daraus, wie schwer für ihn dieses Sakrileg wog.

---

Der durch die Erlebnisse während des Krieges und vor allem durch die militärische Niederlage enorm verschärfte Autoritätsschwund der Älteren, der es zunächst den Jugendlichen leichter machte, war die eine existentielle Erfahrung – das Gefühl des Zuspätgekommenseins die andere.

„Ich bin Jahrgang 1906 und wenn ich zynisch sein wollte, könnte ich sagen, wir kamen immer einige Jahre zu spät. Wir gehörten zu den Nachvollziehenden.“ Als ihm diese Sätze von 1969 einige Jahre später vorgehalten wurden, nannte Wehner erneut den Namen, um den es ihm ging: „Rosa Luxemburg war schon vier Jahre tot als ich ... entdeckte, was sie geschrieben hat. Und so wurde man aufgrund von Dingen, die in meiner Heimat damals geschahen, fasziniert, obwohl daran nichts mehr war. Nicht weil sie tot war, sondern weil diese Dinge, soweit sie von konkreter Politik handelten, schon überlebt oder widerlegt waren.“

Zu den „Nachvollziehenden“ zu gehören, deshalb nicht Urheber großer Bewegungen zu sein, bedeutete einen Verlust an Unmittelbarkeit, an Authentizität, an politischem Sinn überhaupt, wie er größer kaum vorstellbar ist. In der großen Literatur des späten 18. Jahrhunderts und des 19. Jahrhunderts, von den Klassikern bis hin zu den Romantikern, von Schiller über Kleist bis hin zu Chateaubriand, von Stendhal über de Musset bis Heine galt das Zuspätkommen als Gipfel des Tragischen, als „le grand mal de siècle“. Trotz einer gehörigen Portion Selbststilisierung – Wehner kannte sich gut in der Literatur aus – ist das Lebensgefühl von politisch aktiven Teilen seiner Generation und seiner sozialen Klasse gut getroffen: politische Identitätssuche, die sich von der Realität ab- und dem Mythos der authentischen – Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit zugleich verkörpernden – Revolution zuwandte.

Der mit Rosa Luxemburgs Leben, Werk und Tod als Märtyrerin verknüpfte Mythos sollte nicht nur Sinn- und Bedeutungsdefizit der „Nachvollziehenden“ ausgleichen. Er sollte – wie Mythen

überhaupt – quasi über Nacht die Ausgangslage wiederherstellen, die seitdem verflossene Zeit aufheben und damit die Rückkehr zu den Ursprüngen ermöglichen. Auch im Mythos lebte so eine Variante jener Zeitangst Rosa Luxemburgs fort, die sie dazu gebracht hatte, die Revolution voranzutreiben, bevor „die ökonomische Schrankenlosigkeit der kapitalistischen Akkumulation“ dem Sozialismus den „granitene[n] Boden der objektiven historischen Notwendigkeit unter den Füßen“ entziehen könnte. Die im Kommunistischen Manifest erwähnte Möglichkeit des Untergangs von miteinander kämpfenden Klassen wurde von ihr während des Ersten Weltkrieges zur schroffen Alternative: „Aufstieg in den Sozialismus oder Untergang in die Barberei.“<sup>1</sup>

In der polaren Spannung des ‚Entweder-Oder‘ zu leben, war, wie auch Briefe Wehners aus den Jahren 1924 bis 1926 dokumentieren, die im vergangenen Jahr von Friedemann Bedürftig herausgegeben worden sind, seit Kindheit und erster Adoleszenz durchaus vertraut, auch wenn er sich in seinem ursprünglichen politischen Engagement dem Mythos der Revolution noch keineswegs völlig ausgeliefert hatte.

Im Januar 1923 war er – der Tradition der Eltern folgend – der „Vereinigten Dresdener Arbeiterjugend Striesen-West“ beigetreten. Einige Monate zuvor hatten sich Parteizentrum und rechter Flügel der USPD auf dem Parteitag in Nürnberg wieder mit der Mehrheitssozialdemokratie zusammengefunden, während sich der linke USPD-Flügel der KPD angeschlossen hatte. Die Vereinigung der Jugendorganisationen der Rest-USPD und der MSPD hat weniger Sprache und Auftreten als vielmehr die Erwartungshaltung der neuen Mitglieder radikalisiert.

Noch stärker haben seit Beginn des Jahres 1923 zu dieser Entwicklung die Zeitumstände beigetragen: der durch den Ruhr-

---

<sup>1</sup> Rosa Luxemburg, *Die Akkumulation des Kapitals* (1911/12), zit. nach der Ausgabe Frankfurt a.M. 1969, S. 37.

kampf ausgelöste passive Widerstand, die diesen begleitende galoppierende Inflation und die dadurch verschärfte Verelendung breiter Massen.

Zunächst fanden sich die neuen Mitglieder in die Bildungs- und Erziehungsarbeit der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) eingebettet, die auch von politischen Gegnern bis hin zu den Kommunisten – zumindest insgeheim – als vorbildlich anerkannt wurde. Zu dieser Arbeit gehörte auch das ‚Auf-Fahrt-Gehen‘, das für die meisten Jugendlichen zu den wichtigsten gemeinschaftsbildenden Erfahrungen gehörte, selbst wenn die materiellen Umstände der ‚Fahrt‘ an Kärghlichkeit meist kaum zu überbieten waren.

Ende Juli 1923 hatte Wehner mit Freunden eine mehrwöchige Wanderfahrt zum dritten Arbeiterjugendtag der SAJ begonnen, der Mitte August 1923 in Nürnberg stattfand. Diese Fahrt, die von Zwängen und Sorgen des Alltags befreite, schuf eine Gefühlslage, die durch das Erlebnis der von Gesang und Spiel umrahmten Veranstaltungen der in Nürnberg versammelten fünfzigtausend Jugendlichen zu einer nur schwer nachvollziehbaren Hochstimmung anwuchs.

Umso stärker war dann der Schock, als es während der Absetzung der sozialdemokratisch-kommunistischen Regierung Zeigner in Sachsen im Herbst 1923 auf dem Wege einer ‚Reichsexekution‘ durch Verbände der Reichswehr in dem Dresden benachbarten Städtchen Freiberg es allein über zwei Dutzend Tote gab. Auch in anderen Städten Sachsens wurde die Reichsexekution von Erschossenen, überwiegend aus der Arbeiterschaft, gesäumt. Dies vor allem – so Wehner – habe die Jugendlichen „aus dem Gleis geworfen“.

Der Weg, den Wehner gemeinsam mit anderen Jugendlichen beschritt, war so ungewöhnlich nicht. Es gab auch ohne ‚große‘ Anlässe Abspaltungen und Neuformierungen von Gruppen zuhauf. Zumal in Dresden bestand eine bunte Vielfalt von Syndikalisten,

Unionisten und Anarcho-Kommunisten, die nur in den wichtigsten ‚Antis‘ (Antietatismus, Antizentralismus, Antiautoritarismus, Antikapitalismus und Antimilitarismus) übereinstimmten.

Wehner fühlte sich zuerst angezogen von Peter Kropotkins „gegenseitiger Hilfe“ und Gustav Landauers „Revolution der Köpfe“, die auf die ethischen Elemente notwendiger Verhaltensänderungen abhob. In diesem schwierigen Prozess der Selbstfindung, der sich in den vorher erwähnten Briefen an einen Hamburger Freund wie in den Beiträgen Wehners spiegelt, die dieser seit Sommer 1925 in steigender Zahl in anarchistischen Blättern veröffentlichte, dominierte die Sprache des Leidens und der Leidenschaft, der inneren Krisen und der radikalen Verzweiflung. Das „knechtsselige“ deutsche Volk und seine „elende Geschichte, erfüllt von Untertanentreue und Militarismus“, besonders die „feige Sklavengesinnung“ der Arbeiter, der „Herdengeist der proletarischen Massen“ sowie auch die Kritik am von „vertrockneten Gelehrten“ propagierten Marxismus, später auch an der Praxis Stalins, linke Revolutionäre und Anarchisten in der Sowjetunion zu verfolgen, waren die häufigsten Themen.

Erstens war sein Drang zu helfen schon früh mit dem Willen zum Führen verbunden. Zwar wolle er, wie es in einem Brief aus jenen Jahren hieß, „lieber unfrei sein, um den Brüdern, den Unerlösten zur Erlösung zu helfen“. An gleicher Stelle sprach er aber auch davon, dass den „Proleten“ – und mit diesem Begriff hebt er sich anscheinend über sie – „die Erkenntnis ihrer Lage und ihr Wille“ fehle, aus ihr herauszukommen. Daraus leitete er den Anspruch ab: „Dies ihnen zu vermitteln, sind wir da. Wir müssen hämmern, hämmern!“

Zweitens ist in Wendungen wie „die elenden Gemäuer des Käfiges“, „ich bin ein Sklave“, „wir [...] vegetieren dahin“, „oft weint die Seele“ erkennbar, dass ihm nicht nur die allgemeinen Bedingungen der kapitalistischen Arbeitswelt zur Rebellion treiben, sondern auch das Universum der eigenen Gefühle. Deshalb

die trotzige Feststellung: „Der Sozialismus ist eine Angelegenheit des Gefühls, und er ist nicht gebunden an Dogmen. Sozialist ist man, wenn man lebt und handelt, wie es einem sein Innerstes heißt.“

In den Bannkreis dieses Gefühlssozialismus bezog er seine geistigen Väter (Landauer, Bakunin und Erich Mühsam) ein. Je länger er in den anarchistischen Gruppen verkehrte, desto weniger war er allerdings bereit, darauf zu warten, bis sich der von Gustav Landauer verkündete Sozialismus des Gewissens und der Umkehr durchgesetzt hatte. Umso stärker war die Hinwendung zu dem Imperativ Bakunins: die gemeinsame Tat der Revolutionäre aller Richtungen.

Im Frühsommer 1926 erschien eine von ihm und einigen Mitstreitern herausgegebene Zeitung mit dem programmatischen Titel „Revolutionäre Tat“. Furcht und Hoffnung mischten sich in der dort weit ausgreifenden Prognose: „Die drohende Diktatur des Faschismus kann nur abgewendet werden, wenn die Arbeiter die Macht ergreifen, in dem sie sich in den Besitz der Fabriken und des Landes setzen. Auf Russland würde dieser Schritt anfeuernd wirken und der andauernde Niedergang, der dort herrscht, würde [...] durch neues revolutionäres Feuer ersetzt werden. Die beiden Länder könnten einer Welt von Feinden standhalten.“

Zu einem Teil klang hier so etwas wie die Hoffnung auf einen „Deutschen Oktober“ an, d.h. auf die kurzzeitig von Lenin gehegte Erwartung, die Oktoberrevolution der Bolschewiki sei eine Art Avantgarde, der die „grande armée“ des viel zahlreicheren und besser organisierten deutschen und westeuropäischen Proletariats folgen würde. Die KPD hatte aus dieser durch die Realität in vielfältiger Weise widerlegten Vorstellung einen Mythos gemacht, dem sie unter wechselnden Führungen bis zum Herbst 1923 nachjagte.

Auf der Suche nach vorbildlichen revolutionären Tatmenschen war Wehner auch dem Dichter und Anarchisten Erich Mühsam

begegnet, der im August 1925 in Dresden auf einer Kundgebung gesprochen und den Wehner eine Woche bei sich beherbergt hatte.

Mühsam war wegen seiner Beteiligung an der Münchener Räterepublik zu einer fünfzehnjährigen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Nach seiner Freilassung durch die Weihnachtsamnestie 1924 hatte er einen Großteil seiner Illusionen, besonders die einer möglichen Synthese der Ideen Bakunins und Lenins behalten. Von dieser Vorstellung war Wehner besonders angezogen. Hinzu kam seine Verehrung für Mühsam als authentischer Revolutionär.

Deshalb kam es von Oktober 1926 bis März 1927 zu einer engen Zusammenarbeit zwischen beiden. Wehner wohnte bei dem Ehepaar Mühsam in Berlin und half Erich Mühsam bei der Herausgabe der Zeitschrift „Fanal“. Allerdings war diese Hilfe auf Sekretariatsarbeiten beschränkt. Das Verfassen der Beiträge für „Fanal“ hatte sich Mühsam selbst reserviert.

Dies war nicht der einzige Grund, weshalb Wehner im März 1927 abrupt die Beziehung zu Mühsam abbrach. Hinzu kam die Enttäuschung darüber, dass dieser bei näherer Bekanntschaft sich nicht als der revolutionäre Tatmensch entpuppte, für den ihn Wehner jahrelang gehalten hatte. Wenige Monate später war er Mitglied der KPD.

Wie kommt ein Mensch, der trotz seiner Jugend eben kein „leeres Blatt“ im Sinne Brechts mehr war, auf das „die Revolution ihre Anweisungen schreibt“, dazu, in relativ kurzer Zeit all das an scharfsinnigen Beobachtungen und Erkenntnissen – bis hin zur Kritik an der bürokratischen Diktatur Stalins und an der Verfolgung der anarchistischen Genossen in der Sowjetunion – hinter sich zu lassen, was ihm über Jahre hinweg in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schien? Jahrzehnte später erklärte er seine Konversion so: „Mich hat es danach gedrängt, etwas zu tun und nicht nur zu reden und nicht nur zu deklarieren.“

Der Entschluss, der KPD beizutreten, wurde ihm durch eine Eigenschaft erleichtert, die ihm schon zur zweiten Natur geworden war. Jahrzehnte später noch gab er auf die Frage nach seinem besonderen Talent die kurze Antwort: „Helfen!“

Schon als Mitglied anarchistischer Gruppen hatte er mehrere Jahre in der Roten Hilfe mitgearbeitet und politische Gefangene, unter ihnen Max Hölz, betreut. Als ihm Ende 1927 die Stelle als hauptamtlicher Sekretär der Roten Hilfe Ost Sachsens angeboten wurde, fielen auch die letzten Vorbehalte gegenüber der auf den oberen Ebenen der Parteiorganisation und in ihrem politischen Kurs immer stärker fremdbestimmten KPD.

Mit der Hierarchie hatte er zunächst deshalb wenig Probleme, weil er schnell mehrere Stufen übersprang. Ein Jahr später stand er schon in der Leitung des KPD-Bezirks Ost Sachsens an zweiter Stelle. Nach der Zusammenlegung der drei sächsischen Bezirke Ende 1929 nahm er die gleiche Position im ganzen sächsischen Bezirk ein.

Der ultralinke Kurs, den Stalin den Komintern-Parteien seit der Jahreswende 1928/29 immer stärker aufnötigte, um den Kampf mit seinen innerparteilichen Rivalen von links und rechts und den damit verknüpften mörderischen innergesellschaftlichen Umbruch – die Beseitigung der ‚Kulaken‘ und die forcierte Industrialisierung – nach außen abzuschirmen, wurde von Wehner voll akzeptiert, weil er seiner radikalisierten inneren Einstellung entsprach. Etwaige Bedenken, die ihm während der gewerkschaftlichen Arbeit kamen – er war als zweiter Sekretär für die revolutionäre Gewerkschaftsopposition verantwortlich - wurden so immer wieder überspielt.

Angesichts ihrer enormen Mitgliederfluktuation und ihrer durch fortgesetzte Flügel- und Cliquenkämpfe entstandenen Verluste an ‚Kadern‘ hatte die KPD unverbrauchte junge Leute wie Wehner bitter nötig. Seine enorme Arbeitsleistung, seine agitatorischen und rhetorischen Fähigkeiten wie seine kräftige Statur verschaff-

ten ihm jenes dekorative Flair des Edelproletariers, der die Mühen der Arbeit ebenso zu verkörpern schien wie den Zug zum Höheren. Er genoss wachsendes Ansehen als ‚Führer‘ insbesondere bei den durch die steigende Massenarbeitslosigkeit immer stärker radikalisierten Arbeitslosen. Die Reden im sächsischen Landtag, in den er im Sommer 1939 gewählt worden war, wurden von den Zuhörern mit ebenso großer Begeisterung aufgenommen wie seine Auftritte während des Ende 1930 von ihm mitorganisierten Streiks der Dresdener Taxifahrer.

Wenige Wochen nach dessen Scheitern wurde er durch den Beschluss des Zentralkomitees in Berlin „zur Disposition“ gestellt. Vergeblich wehrte er sich dagegen, die heimatische Basis zu verlieren. Ein Grund mehr für die Entscheidung der Berliner Zentrale, denn wurzellose ‚Kader‘ schienen auf Dauer brauchbarer zu sein. Seine Tätigkeit als Instrukteur der Zentrale, der in Bezirken und Unterbezirken nach dem Rechten zu sehen hatte, erwies sich später als Vorteil. Von der Machtergreifung des NS-Regimes in den Untergrund getrieben, konnte er durch seine Kenntnisse der örtlichen Gegebenheiten dazu beitragen, die durch die Verhaftung von Zehntausenden von Funktionären und aktiven Mitgliedern weitgehend zerschlagende Organisation der KPD durch ein Netz von illegalen Zellen in einem sehr begrenzten Umfang zu ersetzen. Eine Schlüsselstellung war ihm auch dadurch zugefallen, dass er, der im Mai 1932 von Ernst Thälmann zu einem der technischen Sekretäre des Politbüros bestellt worden war, sich ab November 1933, als alle Mitglieder dieses obersten Führungsgremiums entweder verhaftet oder außer Land gegangen waren, nun allein auf weiter Flur sah.

Diese Führung hatte in den Augen Wehners und Tausender Gleichgesinnter zunächst jeden Kredit verloren. Nicht nur, weil die Illegalen sich im Stich gelassen fühlten, sondern weil die Emigrationsleitung nicht bereit war, die Niederlage, die die Partei 1933 erlitten hatte, als solche anzuerkennen. Nach wie vor

wurde der Kampf gegen die „sozialfaschistische“ SPD fortgeführt und Parolen vom „revolutionären Aufschwung“ und vom „deutschen Oktober“ oder „nach Hitler kommen wir“ verkündet, die für die illegale Arbeit völlig ungeeignet waren. Wehner hatte wie wenige Kommunisten das Ausmaß der Katastrophe begriffen und machte sich über den enormen Beitrag der eigenen Partei, insbesondere ihrer Führung, zu den Ursachen dieser Katastrophe weniger Illusionen als das Gros der KP-Funktionäre. Er geriet deshalb in eine schwere, etliche Monate andauernde Vertrauenskrise. Den Maßnahmen des geheimen KPD-Apparats, insbesondere bei der Beschaffung von illegalen Wohnungen und Reisedokumenten misstraute er, weil er ahnte, mit welchen Uriah-Briefen jene versehen wurden, die der Parole vom bloßen „strategischen Rückzug“ nicht folgen wollten. Was ihn letztlich davon abhielt, der Partei den Rücken zu kehren, war die Lage in Deutschland selbst. Vom Widerstand gegen die braune Mörderbande, gegen den Inbegriff dessen, was Rosa Luxemburg als „Abstieg in die Barbarei“ prophezeit hatte, abzulassen, hätte bedeutet, sich politisch selbst aufzugeben.

Neue Hoffnung schöpfte er, als Teile der KPD-Führung anfangen sich nach dem Muster der französischen KP auf das Experiment der Volksfront einzulassen. Auch dafür hatte die Neuorientierung der Westpolitik Stalins, der auf die Bedrohung durch Hitler erst zu reagieren begann, nachdem er nicht mit diesem ins Geschäft gekommen war, den Weg frei machen müssen. Wehner selbst hatte den Auftrag erhalten, die erste Phase dieses Experiments, den Abstimmungskampf an der Saar im Sommer und Herbst 1934, zu leiten. Auch wenn die Niederlage dabei unvermeidlich war, konnte Wehner die dabei gewonnenen Verbindungen zu sozialdemokratischen Emigranten nutzen.

Nachdem er auf der in Kunzewo bei Moskau im Oktober 1935 stattfindenden Parteikonferenz (der sog. „Brüsseler Konferenz“) als Vertreter der jungen illegalen ‚Kader‘ in die engere Führung

gewählt und ihm als Operationsfeld Westeuropa zugewiesen worden war, hat er sich im folgenden Jahr intensiv in Paris um das Zustandekommen einer Volksfront innerhalb der deutschen Emigranten bemüht. Im Dezember 1936 kam zwar ein gemeinsamer Aufruf zustande, der neben bekannten Namen wie Rudolf Breitscheid, Willy Brandt und Heinrich Mann auch die Unterschriften führender KPD-Funktionäre wie Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Kurt Funk (d.i. Herbert Wehner) enthielt. Aber das Misstrauen der nichtkommunistischen Partner erhielt immer wieder neue Nahrung. Es reichte eben nicht aus, wenn einzelnen Vertretern der KPD wie Willi Münzenberg und Wehner Aufrichtigkeit und Bereitschaft zur Verständigung mit anderen Kräften zugebilligt wurden.

Die durch die Schauprozesse seit August 1936 auch in Westeuropa sichtbare Praxis der von Stalin inszenierten Hexenjagd gegen vermeintliche Gegner tat ein übriges, die Bemühungen um eine deutsche Volksfront versanden zu lassen.

Wehner, der sich mit Ulbricht wegen der gegenüber den anderen Kräften des Volksfrontausschusses zu betreibenden Politik zerstritten hatte, wurde nicht zuletzt deshalb Ende 1936 nach Moskau zitiert und einem mehrjährigen Untersuchungsverfahren der Komintern unterworfen. Über die Art und Weise, wie er dort den Kopf aus der Schlinge zog, ist inzwischen einiges bekannt.

Die Arbeiten von Reinhard Müller haben in den letzten Jahren den Schleier, den Wehner über sein Verhalten in Moskau gelegt hatte, etwas gelüftet. Müller hat sich seit eineinhalb Jahrzehnten mit besonderem Eifer an die Fersen Wehners geheftet, weil er dessen Moskauer Zwangsaufenthalt wie Wehners Biographie insgesamt als Vehikel benutzt, um seine eigene DKP-Vergangenheit vergessen zu machen. Dennoch ist es ihm nicht gelungen, Wehner zu einer Art Über-Jeschow zu machen, dessen „Beitrag zur Untersuchung der trotzkistischen Wühlarbeit in der deutschen antifaschistischen Bewegung“ von Anfang Februar 1937 den

---

NKWD-Chef Jeschow angeblich zu einer neuen Verfolgungskampagne unter in die Sowjetunion emigrierten deutschen Kommunisten und Antifaschisten veranlasst hätten. Mit seinem Bericht wollte Wehner die KPD-Führung und die Komintern von der Notwendigkeit überzeugen, die Auseinandersetzung mit Gegnern der Volksfront innerhalb der linken Gruppen der Westemigration öffentlich und offensiv anzugehen – ein zentrales Motiv, das Müller geflissentlich übersieht. Im übrigen spielt Müller die von anderen Autoren aus den Quellen des NKWD entschlüsselten Gefahren, die Wehner von Seiten Jeschows und des NKWD für Leib und Leben drohten, auf unzulässige Weise herunter.

Die Frage, weshalb Wehner trotz der kurz angedeuteten Gefahren überlebt hat, kann nur ansatzweise beantwortet werden. Am wenigsten wohl wegen seiner Bereitschaft, andere KP-Emigranten als trotzkistische Feinde zu denunzieren. Viel eher gab den Ausschlag, dass er aufgrund seines Lebensalters nicht wie andere langgediente KPD-Spitzenfunktionäre Zeuge der Fehler Stalins in der Politik der Komintern geworden und deshalb nicht in dessen Visier geraten war. Hinzu kam, dass ihm Dimitroff, der Generalsekretär der Komintern, wegen seiner Kenntnisse der illegalen Verbindungen nach und in Deutschland für unentbehrlicher hielt als die meisten anderen führenden Mitglieder der Moskauer KP-Emigration. Dimitroff soll auch im kleinen Kreis geäußert haben: „Der Wehner bleibt nicht bei uns, der denkt zuviel!“ In terroristischen Systemen selbständig zu denken, kann, wie Leo Löwenthal 1946 schrieb, „lebensgefährlich“ sein.

Trotz dieses Verdachts gaben Dimitroff und Pieck, der auch einer seiner Fürsprecher war, im Winter 1941 endlich Wehners Drängen nach, sich wieder in den illegalen Kampf in Deutschland einschalten zu können. Von Schweden aus, wohin er im Februar 1941 gelangte, sollte das Hineinschleusen ‚ins Land‘ organisiert werden.

Das von Wehner mit großen Hoffnungen begleitete Unternehmen

– gewissermaßen ‚deutscher Tito‘ (vor Tito) zu werden – scheiterte nicht nur an den enormen praktischen Schwierigkeiten. Die meisten Verbindungen nach Deutschland waren von der Gestapo unterwandert, die in jener Phase des Krieges noch mit der konservativ gesinnten schwedischen Polizei zusammenarbeiten konnte. Nach Beginn des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion versuchten deren Vertreter in Stockholm mehrfach, von Wehner Adressen und Verbindungen Illegaler in Deutschland zu erfahren. Wehner weigerte sich, denn er hatte allen Grund anzunehmen, dass die sowjetische Seite auf das Überleben dieser Illegalen keine Rücksicht nehmen würde. Vielleicht hatte diese Weigerung zu seiner Verhaftung im Februar 1942 beigetragen.

„Als Agent einer ausländischen Macht“ gegen Deutschland wurde er im Frühjahr 1942 vom Stockholmer Oberlandesgericht zu einjähriger Zwangsarbeit verurteilt. Danach wurde er in ein Internierungslager eingewiesen, aus dem er erst im Juli 1944 freikam. Die Tatsache, dass das schwedische Gericht sein Hauptargument, er habe in Deutschland eine breite Volksbewegung gegen die Hitlerregierung in Gang bringen wollen, nicht anerkannte, hat ihn lebenslang – wie sein späteres freundschaftliches Verhältnis zu Schweden zeigt – viel weniger geschmerzt als der Vorwurf, er habe durch seine Aussagen vor Gericht Illegale in Deutschland an die Gestapo ausgeliefert.

An diesem Vorwurf, der im Juni 1942 zu seinem Ausschluss aus der KPD führte, war nichts dran. Ermittlungsakten des Volksgerichtshofs in Prozessen gegen kommunistische Illegalen von 1943 zeigen vielmehr, wie geschickt Wehner seine Verbindungen geschützt hatte. Überdies war der SED-Spitze durch eine Untersuchung, die Wilhelm Pieck im Winter 1945/46 veranlasst hatte, sehr wohl bekannt, dass dieser Vorwurf nicht zutraf. Sonst hätte sie nicht im Januar 1946 Erich Honecker, der 1934/35 einer der Gehilfen Wehners im Saarkampf war, mit dem Auftrag, Wehner zu treffen, in die Westzonen geschickt.

Dennoch hat die SED-Führung wider besseres Wissen und zu propagandistischen Zwecken an dieser Behauptung jahrzehntelang festgehalten und mit ihrem Desinformationsmaterial links- und rechtsextreme Pressedienste und Publikationen (bis hin zu solchen der CSU-Landesleitung) in der Bundesrepublik damit gefüttert.

Obwohl der Vorwurf in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik schon Ende der 1970er Jahre widerlegt worden war, geisterte er noch in den letzten Jahren durch westdeutsche Medien, die sich auf Aussagen von Markus Wolf beriefen, dessen Wissen und Können häufig überschätzt wurde.

Wehner durchlitt in den Jahren der Haft und danach bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland im Herbst 1946 mehrere existentielle Krisen. Er war tief enttäuscht über die Vergeblichkeit der illegalen Arbeit, die schon in den verzweifelten Appellen und Warnungen vor dem Holocaust seiner im Herbst 1941 nach Deutschland geschmuggelten Schrift „Die Wahrheit dem deutschen Volke!“ zum Ausdruck kam. Sie war an den moralischen Verwüstungen, die die NS-Diktatur angerichtet hatte, sehr viel mehr gescheitert als an deren Verfolgungspraxis. „Jeder Gedanke an das eigene Volk“, so hieß es in der Schrift „Selbstbesinnung und Selbstkritik“, schmerze „wie ein Stich“.

Der schmerzhafteste Prozess der Loslösung von der KPD und der von ihr gehegten Illusionen wurde durch diese elementare seelische Entfremdung vom eigenen Volk nicht eben erleichtert. Zusammen mit dem Zwang, sich mit den Problemen der Parteidiktatur und der von ihr verweigerten Menschenrechte auseinander zu setzen, wie er sie im Moskauer Käfig unmittelbar erlebt hatte, trieb ihn dies zeitweise in eine extreme Lebensbilanzkrise. Noch ein Jahr nach seiner Entlassung aus dem Lager erschien er seinem Dresdener Landsmann und späteren Bundestagskollegen Peter Blachstein, der ihn 1945 in Uppsala traf, „wie ein Mann im Niemandsland“.

Im Ringen um ein neues Wertesystem hatte er in dem 1943 in Schweden erschienenen Buch „Der Kampf um die Menschenrechte“ aus der Feder des deutschen Emigranten Willy Strzelewicz einen neuen Ankergrund gefunden. Strzelewicz war schon 1933 aus der KPD aus- und in die SPD eingetreten. Er hatte in dieser Studie betont, dass das Marxsche Werteverständnis im Wirkungs-dreieck von Mensch, Staat und Gesellschaft zwar aus der Tradition der Menschenrechte stamme. Er kritisierte aber, dass in der kommunistischen Praxis die individuellen Freiheitsrechte nicht anerkannt, sondern der „eisernen Disziplin des kommunistischen Ordens“ untergeordnet würden. Anstelle der alten Klassen seien im kommunistischen System neue soziale Gruppen und Schichten entstanden, die sich nicht weniger zur herrschenden Macht herausbildeten als frühere Schichten.

Wehner war von den Thesen des Buches so beeindruckt, dass er Strzelewicz, den er als jungen Studenten gekannt hatte, im Frühjahr 1946 um ein Gespräch bat. In diesem Treffen, das mehrere Stunden dauerte, sprach Wehner von den ihn bedrückenden Moskauer Erfahrungen. Aus der Unterredung gewann Strzelewicz den Eindruck, Wehner habe „sich innerlich von der KPD gelöst und aufgehört, ein Kommunist zu sein“, wisse aber noch nicht, wohin“.

Mehr Gewissheit über den künftigen Weg erhielt er durch die Reden Kurt Schumachers, der der Nachkriegs-SPD ein neues Selbstbewusstsein – notfalls im offenen Konflikt mit den Besatzungsmächten – zu verschaffen wusste.

Durch Vermittlung von Freunden war Wehner im Herbst 1946 von Schweden nach Hamburg gelangt. Dort trat er auch in die SPD ein. Am 25. Oktober 1946 hielt er sein erstes großes Referat vor der Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft, einem Bildungs- und Beratungsgremium des dortigen SPD-Vorstandes. Die Zuschauer erlebten eine bis dahin in dieser Schärfe kaum gekannte Auseinandersetzung mit den „totalitären Tendenzen in der Arbei-

terbewegung“, an denen diese schon in den Jahren von 1918 bis 1933 gekrankt habe: Innerhalb der Arbeiterbewegung sei der Kampf unversöhnlicher geführt worden als der mit der Bourgeoisie. Die Reduzierung des Sozialismus auf die Lehre von der Strategie und Taktik des Kampfes der Arbeiterklasse habe den Bruch mit der Kontinuität der freiheitlichen und humanitären Bestrebungen – zum Teil religiösen Ursprungs – der Vergangenheit und Gegenwart zur Folge gehabt. Er hielt es für falsch, nur von der Entstellung des eigentlich von Lenin Gedachten durch Stalin zu reden: „Stalin hat in vielen Punkten seinen eigenen Lenin geschrieben, aber was er über die Rolle der Partei ursprünglich geschrieben hat, das hat seine Wurzeln in den Ideen von Lenin selbst.“ Schließlich war dort zu hören „Derjenige, der nur die deutschen Erfahrungen hat, hat vom Totalitarismus nur 49% erfahren. Wenn er 100% erfahren will, muss er die 51% des russischen Totalitarismus noch kennen lernen.“

Manche der Zuhörer mochten dieses Urteil als übertrieben empfinden, zumal in einer Zeit, in der der Kalte Krieg noch in seinen Kinderschuhen steckte und sich die westlichen Besatzungsmächte die Kritik von Deutschen am östlichen Alliierten verbat.

Einem gewissen Maß an Zuspitzung seiner Thesen mag auch der Umstand geschuldet sein, dass jemand der innerlich so „brannte“ wie kaum ein anderer nicht leichten Gewissens mit dem von einem weltweiten militarisierten Orden – nichts anderes war inzwischen die kommunistische Weltbewegung unter Stalin geworden – errichteten Glaubenssystem brechen konnte, das nur Unterwerfung unter den absoluten Wahrheitsanspruch kannte und Zweifler oder Abweichler als Ketzer verfolgte. Von allen führenden deutschen Kommunisten war es nur Wehner, der sich von dieser Anmaßung freimachen konnte. Dafür musste er lebenslang Verdächtigungen von links bis rechts in Kauf nehmen. Selbst nach seinem Tode wurden und werden immer noch Zweifel laut, ob er nicht doch insgeheim die Geschäfte der anderen Seite betrieben habe.

In den sprachlichen Formen, den verbalen Exzessen und den ätzenden Sarkasmen, in denen Wehner auf solche und andere Herausforderungen häufig reagierte, wurden die Tiefe der Brüche und die daraus entstandenen Verletzungen immer wieder sichtbar. In der Sache selbst, der Entscheidung für eine freiheitliche Ordnung, blieb er fest.

Der zweiten deutschen Demokratie, die in den ersten Nachkriegsjahrzehnten noch keineswegs gesichert war, hat er dabei auf vielfältige Weise gedient – nicht zuletzt dadurch, dass er ihr immer wieder half, sich im Wandel der Realitäten jeweils zurecht zu finden und nicht wieder der Glaubensgewissheit früherer Jahre anheim zu fallen, die Gesetze der Geschichte steuerten die Entwicklung mit naturnotwendiger Macht auf eine Welt des demokratischen Sozialismus hin. Demokratischer Sozialismus als ständige Aufgabe war ihm schon in den Jahren nach dem Kriege eine innere Leitschnur – also in diesem Punkt war er ein Godesberger *avant la lettre*.

Zweifellos haben zu den einzelnen Kapiteln des Godesberger Programms von 1959 andere Persönlichkeiten der Sozialdemokratie wie Willi Eichler, Heinrich Deist, Adolf Arndt, Fritz Erler und – nicht zu vergessen – Erich Ollenhauer deutlich mehr beigetragen als Wehner.

Aber er und Erler haben im Mai 1959 entscheidend daran mitgewirkt, dass das neue Programm jene klassische Form erhielt, die es heute noch nicht nur lesenswert, sondern auch beachtenswert machen, selbst wenn manche der dortigen Forderungen inzwischen als überholt gelten können.

Die damals berufenen Redakteure des Programmentwurfs – Heinrich Braune, Fritz Säger und Benedikt Kautsky – haben aus dem ursprünglichen, sehr ungefügten, wenn auch in einer Reihe von Erkenntnissen durchaus weiterführenden Entwurf der Programm-Kommission, der im Anhang des Protokoll des Stuttgarter Parteitags von 1958 abgedruckt ist und einer Reihe aktueller

Beiträge von Eichler, Deist, Arndt und Erler ein im doppelten Sinn wegweisendes Dokument gemacht, das in der Folgezeit weit über die Grenzen der deutschen Sozialdemokratie hinaus gewirkt hat. Wehner hat mit seiner engagierten Rede auf dem Godesberger Parteitag im November 1959 wesentlich dazu beigetragen, dass das Programm von einer großen Mehrheit (gegen 16 Stimmen) angenommen wurde. Es war weniger die effektvolle Formel „Glaubt einem Gebrannten“ als die Erkenntnis, dass nur wenige sich im Dienst der Sozialdemokratie so verzehrten wie Wehner, die auch Teile des linken Flügels zur Zustimmung brachten. Ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einer nach innen und außen bündnisfähigen außenpolitischen Konzeption war seine Bundestagsrede am 30. Juni 1960. Sie war in ihrem Inhalt keineswegs ein Alleingang Wehners. Eine 1959 vom Parteivorstand eingesetzte Siebenerkommission, der Willy Brandt und Fritz Erler, aber nicht Wehner angehörte, hatte im Winter 1960 als Strategie für das kommende Wahljahr eine gemeinsame Außenpolitik auch schon im Vorwahlkampf beschlossen. Wenige Wochen später wurde im *Vorwärts* ein Beitrag Wehners mit dem Titel „Abschied vom Deutschlandplan“ veröffentlicht.

Der Ende März 1959 veröffentlichte Deutschlandplan, an dem neben Wehner u.a. Helmut Schmidt und Fritz Erler beteiligt waren, hatte damals in der Öffentlichkeit zu erregten Debatten und von Seiten der CDU/CSU zu den üblichen Verdächtigungen geführt, die SPD, besonders Wehner mache gemeinsame Sache mit dem Osten. Hauptstreitpunkt war die Tatsache, dass im Deutschlandplan ein mehrstufiger Weg zur Wiedervereinigung vorgeschlagen wurde, bei dem freie Wahlen nicht am Anfang, sondern erst nach mehreren Stufen, besonders nach der Lösung der Fragen der europäischen Sicherheit und einer Reihe ökonomischer Fragen stattfinden sollte.

Dabei hatte Wehner freie Wahlen als Voraussetzung für die Wiedervereinigung nie negiert. Im Gegenteil: Als erster deutscher Po-

litiker hatte er im Mai 1949 in einem für Kurt Schumacher entworfenen deutschlandpolitischen Memorandum diese Wahlen gefordert. Inzwischen war ein Jahrzehnt vergangen. Die Berliner Außenministerkonferenz von 1954 wie die erste Gipfelkonferenz der Großen Vier in Genf 1955 war gescheitert. Adenauer hatte der deutschen Beobachterdelegation in Genf ein Konzept mit weitreichenden deutschen Konzessionen mitgegeben. An diesem Konzept hatte sich Wehner im Deutschlandplan ebenso orientiert wie an dem, das Christian Herter, Nachfolger von John Foster Dulles als US-Außenminister, für die zweite in Genf geplante Gipfelkonferenz im Sommer 1959 entworfen hatte. Auch dieser Herter-Plan sah einen Wiedervereinigungsprozess in Stufen vor, bei dem erst in der zweiten Stufe freie Wahlen stattfinden sollten.

Nachdem auch die Gipfelkonferenz von 1959 gescheitert war, bestand kein Anlass mehr, am Deutschlandplan festzuhalten, der teilweise mit diesem Konzept übereinstimmte. Auch bei den Westmächten war die Tendenz unübersehbar, sich mit der deutschen Teilung zunächst abzufinden.

Nicht nur deshalb schloss sich Wehner jenen schon genannten Sozialdemokraten wie Erler und Brandt an, die für außenpolitische Gemeinsamkeit plädiert hatten. Für etliche in der SPD-Bundestagsfraktion kam die Tendenz der Rede Wehners am 30. Juni 1960 überraschend, obwohl im außenpolitischen Arbeitskreis der Fraktion zuvor das zugrundeliegende Konzept diskutiert worden war.

Die Überraschung lag nicht zuletzt in dem scheinbaren Übermaß an verbalem Entgegenkommen, das Wehner in seiner Erwiderung auf von F.J. Strauß zuvor erhobene Forderungen an den Tag gelegt hatte.

Daran stießen sich sogar Weggefährten wie Fritz Erler, der diese neue Linie vorgeprägt hatte. Als zweiter Redner der SPD in dieser Debatte machte er deutlich, dass das, was die SPD an Wiedervereinigungskonzepten bis dahin verfochten hatte, zwar wahlpolitisch

eher negativ zu Buche schlug, aber die Legitimation in der Frage der Nation begründet hatte. Mir gab Wehner in einem langen Interview (im Juli 1972 im Zusammenhang mit Vorarbeiten zur Erler-Biographie) zu Protokoll: Er habe verhindern wollen, dass nach der geplatzten Pariser Gipfelkonferenz im Mai 1960 Adenauer mit der Außenpolitik auf die SPD hätte einschlagen, d.h. die Partei wieder als unsichere Kantonisten hätte hinstellen können. Bedeutete Wehners zentrale Feststellung – die SPD gehe davon aus, dass das europäische und atlantische Vertragssystem, dem die Bundesrepublik angehörte, Grundlage und Rahmen für alle Bemühungen der deutschen Außen- und Wirtschaftspolitik sei – aber die große Konversion eines Mannes, der zuvor nur durch seine zahlreichen deutschlandpolitischen Initiativen bekannt geworden war?

Keineswegs. Wehner hatte schon im Winter 1953 in einem internen Papier, das innerhalb der SPD-Führung keine Mehrheit fand, für eine Assoziierung der Bundesrepublik an die NATO plädiert.<sup>2</sup> Seit Bestehen der Bundesrepublik hat er sich auch für die Zusammenarbeit Westeuropas engagiert. Er war Mitglied der Parlamentarischen Versammlung der Europäischen Montanunion. Als deren Initiator, Jean Monnet, der auch der erste Präsident der Hohen Behörde der Montanunion geworden war, diesen Posten verließ und Mitte der fünfziger Jahre das *Aktionskomitee für die Vereinigten Staaten von Europa* gründete, bemühte er sich besonders um die Mitarbeit Herbert Wehners. In Monnets Memoiren kann man nachlesen, wie hoch er den Beitrag Wehners einschätzte. Das Aktionskomitee, in dem Monnet neben führenden Vertretern der politischen Parteien auch die Spitzen der Gewerkschaften in Westeuropa versammelte, hat entscheidende Vorarbeit für die 1957 in Rom gegründete Europäische Wirtschaftsgemeinschaft geleistet. Wehners (und Ollenhauers) Beteiligung am Aktionskomitee führte dazu, dass die Mehrheit der SPD-Bundestagsfraktion im Sommer

---

<sup>2</sup> Vgl. A.H. Leugers-Scherzberg, Die Wandlungen des Herbert Wehner (2002, S. 137).

1957 den Römischen Verträgen zustimmte. Zu den Abgeordneten, die sich damals der Stimme enthielten – eine weitere Gruppe stimmte dagegen – gehörte auch Helmut Schmidt, der in dieser neugegründeten Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft Großbritannien und die skandinavischen Länder vermisste.

Mitte der sechziger Jahre gab es zwischen Schmidt und Wehner eine Streitige Diskussion über die Frage, ob die weitere Integration der Kleineuropäischen Sechs nicht zum Hindernis für die Wiedervereinigung werden würde. Im Unterschied zu Schmidt war Wehner nicht dieser Meinung. Er sah die EWG als wichtigen Kern einer gesamteuropäischen Friedens- und Wohlstandsordnung an, in der ein vereinigtes Deutschland nicht nur seinen legitimen Platz einnehmen könnte, sondern für die europäischen Nachbarn eher verkraftbar wäre als das isolierte Deutschland der Zwischenkriegszeit, das erneut den Versuchungen der Macht- und Expansionspolitik erlegen war.

Unter Zeitgenossen Wehners, teilweise auch in der historischen Forschung, ist die Meinung nach wie vor verbreitet, Wehner sei kein *Mann des Westens* gewesen. Seine Haltung zum europäischen Einigungsprozess widerlegt diese Einschätzung. Gilt dies auch für seine Einstellung gegenüber den USA?

Nicht uneingeschränkt. Dabei haben Erfahrungen mitgespielt, die Wehner im Herbst 1950 als Mitglied einer Bundestagsdelegation machte, die sich bei den Vereinten Nationen in New York für die Freilassung der Kriegsgefangenen in der Sowjetunion einsetzte. In den USA hatte nach Beginn des Koreakrieges ein neuer Höhepunkt in der Kommunistenfurcht eingesetzt. Auch ehemalige Mitglieder der KPD blieben verdächtig. Schumacher setzte zwar mit der Drohung „entweder es fährt Wehner oder es fährt kein anderer Sozialdemokrat“, durch, dass Wehner bei der Einreise keine Schwierigkeiten gemacht wurden.<sup>3</sup> Aber bei Wehner

---

<sup>3</sup> Vgl. C. Meyer, H. Wehner, München 2006, S. 149f.

musste aus dieser Zeit etwas nachgeblieben sein, denn außer diesen beiden Aufenthalten in New York im Spätjahr 1950 ist er nie mehr in die USA gereist, trotz späterer Versuche von Schmidt und anderen, ihn zu einer solchen Reise zu bewegen.

In der Frage der Freilassung der deutschen Gefangenen hat sich Wehner nicht nur 1950 in New York, sondern auch in den folgenden Jahren unablässig eingesetzt. Es ging dabei auch um zigtausende Zivilgefangene, Männer und Frauen, die erst nach Kriegsende in die Sowjetunion verschleppt worden waren und nach wie vor dort festgehalten wurden, obwohl die sowjetische Regierung im Mai 1950 durch die Nachrichtenagentur Tass verkünden ließ, die „Repatriierung“ der deutschen Kriegsgefangenen sei abgeschlossen.

Nicht zuletzt dem beharrlichen Drängen Wehners – er gehörte weiter der deutschen Delegation zu der in den Jahren 1951 und 1952 mehrfach in Genf tagenden Kommission der UN zur Gefangenenfrage an – war es zu verdanken, dass dieses Thema in der Weltöffentlichkeit nicht unterging.

Im September 1953 begann die Sowjetunion mit Massentlassungen von Gefangenen nach Deutschland. Das hatte klare politische Gründe – das Terrain für die Berliner Außenministerkonferenz sollte günstig gestaltet werden. Als die Konferenz nichts brachte, wurden die Transporte im Winter 1954 wieder gestoppt. Erst als Adenauer – im September 1955 der sowjetischen Einladung folgend – sich in Moskau bereit erklärte, diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufzunehmen, sagte die dortige Führung zu, den Rest von rund zehntausend deutschen Gefangenen zu entlassen und jedem weiteren Deutschen die Heimkehr zu ermöglichen, dessen Aufenthaltsort angegeben werden könne.<sup>4</sup>

In der Zeitschrift *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, H. 6 (2006), S. 34ff, hat Wilhelm von Sternburg Wehner als eine Per-

---

<sup>4</sup> Vgl. C. Meyer (ebenda), S. 157.

sönlichkeit charakterisiert, die „mitleidslos“ wie sein Jahrhundert gewesen sei. Nicht nur das Beispiel mit den Gefangenen in der Sowjetunion zeigt, dass diese Charakterisierung Wehners nicht zuträfe. Gewiss kann man in diesen Bemühungen Wehners auch eine Art von Kompensation dafür sehen, dass er im Moskauer Zwangsaufenthalt wahrscheinlich in dem einen oder anderen Fall zum Rädchen innerhalb der Stalinschen Vernichtungsmaschinerie geworden war.

Aber dieses Kompensationsbedürfnis war es nicht allein. Zu einem Grundzug seiner Persönlichkeit gehörte es, helfen zu wollen – nicht immer mit adäquaten Mitteln, weil sein vulkanisches Element auch destruktive Züge aufwies.

Ausdruck dieses Temperaments waren unter anderem die verbalen Explosionen auf jener Moskau-Reise Ende September 1973, in der viele zeitgenössische Beobachter wie auch einige Historiker den Anfang des Niedergangs der Kanzlerschaft Willy Brandts erkannt haben. Aus der Rückschau auf den Ablauf der nachfolgenden Monate bis Anfang Mai 1974 lässt sich auf den ersten Blick manches zusammenreimen.

Die seit der Unterzeichnung des Grundlagenvertrages sichtbaren Spannungen zwischen Wehner, Bahr und Brandt hatten zugenommen. Sie hatten sich zunächst an den sogenannten „Kofferfällen“ entzündet. D.h. Hunderte von DDR-Bürgern, denen die Ausreise schon zugesagt worden war, saßen auf ihren Koffern, weil die DDR ihre Fälle nicht in offiziellen Verhandlungen auf staatlicher Ebene gelöst haben wollte. Das hätte zu sehr nach Menschenhandel ausgesehen, was es im Kern auch war. Wehner löste im Gespräch mit Honecker am 30. und 31. Mai 1973 diese Blockade auf. Er blieb in der Kontinuität der humanitären Politik, die 1963 von Barzel als Gesamtdeutschem Minister begonnen worden war und von ihm in der gleichen Rolle ab 1966 fortgeführt wurde. Nachdem er den Kontakt mit Honecker hergestellt hatte, konnten in der Folgezeit Tausende humanitärer Fälle der

---

Familienzusammenführung wie des Häftlingsfreikaufs gelöst werden.

Der von Bahr im Auftrag Brandts unterhaltene direkte Kanal zwischen Breshnew, der während der Berlinverhandlungen nützlich war, suchte – nicht ohne Erfolg – durch Desinformationen über Wehners Gespräche im September 1973 in Moskau sowohl das Verhältnis Wehner-Brandt wie auch den Kontakt Wehners zu Honecker zu stören. Neben diesem Hintergrund belasteten einige Nebenaspekte der Guillaume-Affäre das künftige Verhältnis zwischen Wehner und Brandt. Entgegen allen anderen dramaturgischen Überhöhungen, wie sie sich in filmischen Dokudramen und anderen cineastischen Versuchen über das Gespräch zwischen beiden in Münstereifel niederschlugen, ging es beim Rücktritt Brandts nicht in erster Linie um pikante Details und Kleinbürgerängste oder um den Gegensatz zwischen dem angeblichen Asketen Wehner und dem angeblichen Hedonisten Brandt, sondern ganz schlicht um den Fortbestand der sozial-liberalen Koalition. Im Grunde hätte Genscher gehen müssen, der politisch für das törichte Unternehmen verantwortlich war, den Spion fast ein Jahr lang in der unmittelbaren Nähe des Kanzlers zu lassen, um ihn besser entlarven zu können. Die FDP war nicht bereit Genscher zu opfern, der Scheels Nachfolge als Außenminister und Vizekanzler werden sollte. Deshalb opferte sich der Kanzler. Denn die sozialliberale Koalition hatte er, nicht Wehner, 1969 ins Werk gesetzt und an ihre Weiterexistenz fühlte er sich gebunden. Helmut Schmidt hat vor wenigen Wochen in einem Beitrag zum hundertjährigen Geburtstag Wehners in der *Zeit* daran erinnert, dass es abwegig sei, Wehner für Brandts Rücktritt verantwortlich zu machen. Wenn dieser entschlossen gewesen wäre, den Rücktritt auszulösen, dann hätte er beabsichtigen müssen, ihn, Schmidt zum Nachfolger zu machen. Von solcher Absicht Wehners habe er in Münstereifel jedoch nichts gespürt. Es war Brandt, der Schmidt zu seinem Nachfolger ausgerufen hat.

Es wäre mehr als abendfüllend, die Frage zu beantworten, weshalb dieser Dreimännerbund an der Spitze der Partei noch gut acht weitere Jahre zusammengehalten hat. Ich möchte mich auf wenige Bemerkungen beschränken. Die These von den unterschiedlichen, aber sich gut ergänzenden Rollen, die sie ausfüllten, wie sie etwa von Franz Walter betont wurde, hat gewiss einiges für sich: Wehner stand als „Zuchtmeister“ der Partei für die Anhänger, die auf solidarische Disziplin, polarisierende Sprache und uneitel, eben ‚proletarisches‘ Auftreten achteten. Brandts zog die Jünger an, weil sein Lebensweg und seine Sprache, die vieles in der Schwebe ließ, die große Vision stets aufs Neue zurückzuholen schien, die in seiner Jugend der Sozialismus verkörpert hatte. Und Schmidt erreichte mit seinem ideologiefreieren, aber durchaus werthaltigen Konzept vor allem „Aufsteiger“ – von den Facharbeitern und mittleren Angestellten bis zur wissenschaftlich-technischen und ökonomisch-administrativen Intelligenz.

Aber jenseits der Unterschiede in der Generationszugehörigkeit, im Herkunftsmilieu und im Lebensweg hat alle drei die existentielle Erfahrung von Diktatur und Krieg und das daraus entstandene Motiv, die Schrecken der Vergangenheit zu bannen, immer wieder eng zusammengebunden. Die Erkenntnis, dass dazu weder die Kräfte eines noch so talentierten Einzelnen noch die einer Gruppe, sondern allenfalls einer größeren Partei ausreichen, die sich als Entwurf auf das Ganze der Politik begreift und sich im Wettbewerb mit anderen Kräften zu behaupten weiß, hat niemand konkreter formuliert als Wehner, als er im Dezember 1960 – wenige Wochen nach Brandts Nominierung zum Kanzlerkandidaten der SPD – als gemeinsames Ziel nannte: „Eine Sozialdemokratie zustande zu bringen, die den Anforderungen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gerecht werden kann, das heißt, die nicht am Kommunismus zerbricht und in ihrem Volk eine unentbehrliche, gestaltende Kraft nicht nur in ihrer eigenen Vorstellung wird.“

Man muss heute nur an die Stelle des Wortes „Kommunismus“ den Begriff des global agierenden Finanzkapitalismus setzen, dann behält das Projekt seine Gültigkeit.

Den Abgang der deutschen Kommunisten von der Weltbühne, auch den Fall der Mauer, hat Wehner nicht mehr bewusst erleben können. Er starb am 19. Januar 1990 an den Spätfolgen einer schweren Diabetes, die sich schon Ende der sechziger Jahre ankündigte. Der aufopferungsvollen Pflege von Greta Wehner war es zu verdanken, dass er noch weitere fünfzehn Jahre dem Parlament wie seiner Partei auf eine selbstlose Weise dienen konnte, die beispielhaft war.

**Reihe  
Politik und Geschichte  
im Karl-Marx-Haus**

**Heft 1:** Stephan Malinowski, Vom König zum Führer, Zum Verhältnis von Adel und Nationalsozialismus, Trier 2004 (23 S.)

**Heft 2:** Karl Marx – Neue Perspektiven auf sein Werk, Trier 2005, (64 S.)

**Heft 3:** Rainer Hudemann, Mariannes und Michels Erbfreundschaft? Deutschland und Frankreich seit 1945, Trier 2005 (32 S.)

**Heft 4:** Neueröffnung des Karl-Marx-Hauses Trier, 9. Juni 2005, Viehmarktthermen Trier, Trier 2005 (40 S.)

**Heft 5:** Christoph Henning, Narrative der Globalisierung. Zur Marxrenaissance in Globalismus und Globalisierungskritik, Trier 2006, (44 S.)

**Heft 6:** Matthias Küntzel, Islamismus und Nationalsozialismus. Gibt es einen Zusammenhang?, Trier 2006 (23 S.)

Alle Hefte sind im Volltext im Internet abrufbar unter <http://library.fes.de/history/gg.html>



Das Geburtshaus von Karl Marx (1818-1883) gehört zu den besonderen Sehenswürdigkeiten der Stadt Trier. Das von der Friedrich-Ebert-Stiftung getragene barocke Bürgerhaus präsentiert eine Dauerausstellung zu Leben, Werk und Wirkung von Karl Marx und Friedrich Engels. Im nahegelegenen Studienzentrum steht zusätzlich eine große Spezialbibliothek zur Verfügung. [www.fes.de/karl-marx-haus](http://www.fes.de/karl-marx-haus)

ISSN 1860-8280

ISBN 10: 3-89892-550-1

ISBN 13: 978-3-89892-550-1